

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 27

Artikel: Das Loch im Strumpf
Autor: Scarpi, N.O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-621602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



N. O. Scarpi

Das Loch im Strumpf

«Denk bloss, Janine», sagte der Professor Quiévreux zu seiner Frau und sah vom «Figaro» auf, dessen Ecke sich eben in den Spinat vertiefte, «denk bloss, heute habe ich einen Schüler erwischt, als er einen Kriminalroman las. Einen Kriminalroman, während ich von der tragischen Ironie bei Sophokles sprach! Das ist schon der Gipfel der Frivolität!» Und er senkte die Nase wieder in die Tagesnachrichten.

Janine schien nicht das richtige Verständnis für die Abscheulichkeit dieses Verbrechens zu haben. Sie ass gleichgültig und blickte hin und wieder durch das Fenster. Quiévreux wohnte im ersten Stock, und gegenüber, in der kleinen Anlage, blühte der Flieder.

Für die Fliederblüte aber hatte Janine tiefes Verständnis. Sie war jung, hübsch und voller Wünsche, und das sind drei Eigenschaften, die ihren Besitzerinnen zeitweilig gewisse Vergleiche zwischen sich und der Natur nahelegen. Der Flieder war auch jung und hübsch, und mit einiger Phantasie konnte man ja behaupten, dass auch er voller Wünsche war.

Schwerer war es schon zu deuten, was für Wünsche ihn erfüllten. Ältere Lyrikergenerationen hätten sich vielleicht darauf geeinigt, dass er nicht ungepflückt zu verwelken oder wenigstens möglichst viele Bienen von seiner Süßigkeit naschen zu lassen wünschte.

Janine gab sich plötzlich einen Ruck; sie sah auf den gebeugten Kopf ihres Gatten hinunter und legte ihre Fingerchen auf sein breites, braunhaariges Handgelenk.

«Willst du nicht heute mit mir nach Saint-Germain fahren?»

Der Professor hätte nicht entsetzter sein können, wenn man von ihm verlangt hätte, mit seinen Schülern Céline zu lesen.

«Aber, liebes Kind! Mitten in der Woche! Sechzig Hefte warten auf mich!»

«Ich dachte bloss, weil heute der erste schöne Tag ist...» Janine streichelte die Hand des Professors.

«Das kann mich doch nicht bestimmen, meine ganze Stundeneinteilung umzustossen. Nein, mein Kind, das wäre sehr unvernünftig. Aber ich verspreche es dir – Sonntag machen wir einen Ausflug. Wohin du willst. Zufrieden?»

Janine hatte ihre Hand zurückgezogen und schmolte.

Der Professor war mit dem «Figaro» und dem Spinat fertig geworden und stand auf.

«Nein, meine Liebe, das ist kein Grund, verstimmt zu sein. Du weisst, dass mir Pflichterfüllung keine leere Phrase ist, und du solltest dich darüber freuen und nicht kränken. Selbst wenn ein belangloses Vergnügen versagt bleibt.» Er sah auf die Uhr. «Es ist ohnehin schon Viertel nach zwei; ich gehöre von Rechts wegen seit fünfzehn Minuten meiner Arbeit.»

Er schien noch eine zustimmende Äusserung seiner Frau zu er-

warten. Es kam aber nichts, sondern Janine läutete dem Mädchen und half, den Tisch abzuräumen. Den Professor plagte sekundenlang das unbefriedigende Gefühl, dass seine ersten Worte nicht den richtigen Widerhall gefunden hatten. Es wollte ihm aber nichts Passendes mehr einfallen, er musste stumm seine Zigarre anzünden und zu seinen sechzig Heften schreiten.

Vielleicht hätte er eher etwas zu sagen gewusst, vielleicht hätte er sogar die sechzig Hefte liegen lassen, wenn ihm ein tieferer Einblick in das fliederähnliche Gemüt seiner Frau gelungen wäre. Wenn er zum Beispiel geahnt hätte, dass der Vorschlag, auszufliegen, gewissermassen eine Frage an das Schicksal war. An das selbe Schicksal, das der armen und doch so wünschereichen Frau Janine vor einigen Tagen den sehr eleganten Sohn der Maschinenfabrik Pellequer & Cie. in den Weg geführt hatte.

Die Bekanntschaft kam natürlich ganz zufällig zustande. Ein fallengelassener Regenschirm etwa spielte wohl die Hauptrolle dabei. Dass man einander seither schon dreimal getroffen hatte, war nicht mehr ganz allein ein Werk des Zufalls. Besonders das dritte Mal in der Konditorei – das musste man bereits leider als Rendezvous bezeichnen. Und gerade da war es wenig erfreulich gewesen, denn am Nebentisch sass eine Bekannte. Frau Janine hatte ihre Nervosität nicht verbergen können und war auch bald wieder gegangen. Und der junge Pellequer & Cie. hatte sie begleitet, und da war er keck genug gewesen, ihr vorzuschlagen, ihn doch lieber einmal in seiner Wohnung zu besuchen.

«Was ist denn dabei, Madame? Sie trinken eben den Tee bei mir, da gibt es wenigstens keinen Nebentisch, der einen nervös macht.»

Sie aber hatte energisch geantwortet! Was man, ihrer Ansicht nach, auf ein derartiges Ansinnen zu antworten hatte.

Doch ihre Energie verpuffte ziemlich wirkungslos. Der junge Herr lächelte ganz freundlich und meinte schliesslich ohne jede Zerknirschung:

«Ich werde die nächsten drei Tage nach Tisch zu Hause sein und Sie erwarten.»

Eine grosse Keckheit, nicht wahr? Und Frau Janine hatte zwei von den drei Tagen entrüstet verstreichen lassen; aber – gegen ihren Willen – gab es doch Augenblicke, da sie sich eine elegante Junggesellenwohnung vorstellte, in der ein junger Mann ganz allein sass und horchte, ob nicht doch...

Ja, manchmal sah sie sich auch schon in dieser Wohnung. Es wäre am Ende ein verdienstvolles Werk, zu diesem jungen Mann hinzugehen und ihm zu zeigen, dass man dergleichen tun und doch eine anständige Frau bleiben konnte.

Darüber war der dritte Tag angebrochen, ein warmer, sonniger Frühlingstag, der sich geradezu als

Compagnon von Pellequer & Cie. erwies.

Frau Janine merkte, wie sehr ihr Wunsch, sich dem jungen Herrn als standhafte Frau zu zeigen, wuchs. Andererseits hatte sie das Gefühl, ihr Gatte würde diese Art, Unterricht in Anständigkeit zu geben, kaum gutheissen. Und in diesem Dilemma, vor das ja, der Sage nach, schon manche Frau gestellt worden ist, beschloss sie, sich einer Art Orakelspruch zu unterwerfen.

So kam sie dazu, dem Professor einen Ausflug nach St-Germain vorzuschlagen. Hätte er jetzt erfreut aufgesehen, seiner Frau einen Kuss gegeben und ihre Idee entzückend gefunden – ja, dann hätten Pellequer & Cie. niemals erfahren, wie unerhört korrekt sich eine anständige Frau selbst in der Wohnung eines flüchtig bekannten Herrn benehmen kann. Doch der Professor hatte es für gut gehalten, moralisch entrüstet zu sein – er war also nach der festen Ueberzeugung der standhaften Frau Janine für alle Konsequenzen verantwortlich. Um das einzusehen, genügte wahrhaftig die von den Männern so verachtete weibliche Logik.

Diese Sprachverwahrlosung, dachte der Professor beim siebzehnten Heft; kaum ein Schüler, der mit dem Subjunktiv umzugehen weiss! Aber Detektivromane lesen – das gefällt ihnen! Und sein Blick streifte verächtlich ein Buch, das vorlaut neben den Aufsatzheften lag. Ein bunter Umschlag stellte, nicht eben für schwache Nerven berechnet, eine greuliche Szene dar. Ein Mann hing kettenbeladen mit dem Kopf nach unten an der Decke eines unheimlichen Kerkers, zwei andere, auf jede Entfernung als Gangster gekennzeichnet, schürten ein Feuer, dessen Flammen schon die Haare des Hängenden erreichten. Das Ganze hiess: Der gestohlene Tennischampion. Es war der Roman, den der Schüler den Ausführungen über die tragische Ironie bei Sophokles vorgezogen hatte.

Die rote Tinte richtete ein Gemetzel unter den falschen Subjunktiven des achtzehnten und neunzehnten Heftes an. Aber dem Arbeitszimmer gegenüber blühte der Flieder auch und duftete so aggressiv, dass der Professor aufstand, um das Fenster zu schliessen.

Man bekommt ja Kopfschmerzen, dachte er.

In diesem Augenblick trat seine Frau aus dem Hause.

«Wo gehst du hin?» fragte der Professor beiläufig.

Janine zuckte leicht zusammen. «Ach, nur zur Modistin. Meinen Frühjahrshut probieren.»

Und sie nickte ihm flüchtig zu.

Der Professor sah ihr einige Sekunden nach, bevor er das Fenster schloss.

Hübsch ist sie schon, beinahe zu

hübsch! Schade, dass sie so wenig Verständnis für meine Arbeit hat! Aber ich denke, ich werde sie dazu erziehen, mir eine rechte Kameradin zu werden... eigentlich hätte ich heute ganz gut mit ihr den Ausflug machen können... so dringend sind die Aufsätze nicht... soll ich ihr nachgehen? Ich hole sie bestimmt ein... nein, das darf ich nicht. Was würde sie von mir denken, wenn ich so rasch meine Meinung wechselte? Ein andres Mal! Es ist ganz gut, dass sie merkt, wie ernst ich meine Pflichten auffasse... auch aus erzieherischen Gründen ist es gut...

Sein Blick streifte noch einmal den Kriminalroman.

Es würde mich interessieren, in das Zeug hineinzuschauen... nur um zu sehen, wie weit es mit der Verrohung unserer Jugend schon gekommen ist.

Der Professor schlug das Buch auf und las.

Mit dem Subjunktiv weiss der Kerl auch nicht besser Bescheid... aber sonst ist es doch ganz spannend... niederträchtig spannend... man versteht, dass es auf unbefangene junge Leute wirkt... wenn man es auch beklagen muss...

Der Professor hatte rote Ohren bekommen und war nach zwei Stunden bei dem letzten Satz des Buches angelangt: «Ein wenig Beobachtungsgabe», sagte der berühmte Detektiv, und ein überlegenes Lächeln spielte um die schmalen Lippen, «das ist die ganze Kunst. Aus dem Fleck auf dem rechten Aermel des Trödlers habe ich meine Schlüsse gezogen. Sie lagen ja geradezu auf der Hand. Und so konnte ich eines der entsetzlichsten Verbrechen aller Zeiten aufdecken.»

Der Professor holte tief Atem. Im ganzen roh und übertrieben... aber dennoch... wie soll ich sagen? Nicht unlogisch... nein, ganz und gar nicht. Es ist tatsächlich nicht zu glauben, was man mit Beobachtungsgabe erreichen kann... darauf wird in der Schule zu wenig gesehen... ich las erst neulich, dass die wenigsten Menschen die Tapeten in ihren Zimmern beschreiben können... nun, das kann ich denn doch! Pfauen und Girlanden... ja, ich glaube, meine Beobachtungsgabe ist gar nicht so gering... was hat zum Beispiel Janine angehabt, als sie ausging? Das braune Kleid...? Nein, ein graues... und braune Strümpfe... haha... in dem linken war ein kleines Loch in der Naht... ganz richtig... das sehe ich vollkommen deutlich vor mir... der linke Strumpf war es, ich kann es beschwören... das sollte eigentlich nicht sein... ich will sie gleich darauf aufmerksam machen, wenn sie heimkommt... es ist übrigens bald fünf... sehr unrecht, die Zeit bei diesen Putzmacherinnen zu vertrödeln... Er sah über seine Hefte zum Fenster hinaus. Da kommt sie eben... ich werde ihr nichts darüber sagen, dass sie zu lange aus-

geblieben ist... es ist nun einmal weiblich, diese Dinge zu überschätzen... aber wegen des Lochs im Strumpf will ich sie doch zur Rede stellen... nicht streng... ich bin ja kein Pedant... eher ein wenig humoristisch...

Der Professor ging ins Esszimmer, wo der Kaffee schon auf dem Tisch stand. Er hatte noch die letzten Nachrichten nicht gelesen und entfaltete langsam die Zeitung.

«Nun, Janine», sagte er mit einem halben Blick auf seine Frau, die – wie es schien gedankenlos – den Löffel handhabte, «du hast manchmal geklagt, dass ich nicht merke, wie du aussiehst. Gar so schlimm ist es doch nicht. Heute zum Beispiel habe ich recht gut gesehen, dass du ein Loch im linken Strumpf hast... was sagst du zu meiner Beobachtungsgabe?»

Janine fuhr zusammen und blickte instinktiv an ihrem schlanken Bein hinunter, an dem ein Seidenstrumpf lebenslustig glänzte.

«Das ist gar nicht wahr», sagte sie. «Sieh doch nur selbst! Der Strumpf ist ganz.»

Der Professor gönnte dem Strumpf auch einen Blick.

«Wahrhaftig! Aber das ist doch unmöglich! Als du ausgingst, habe ich dir nachgeschaut, und da war ganz bestimmt im linken Strumpf...» Sein Blick fiel plötzlich auf Janines rechtes Bein. «Nein... wie sonderbar! Da ist ja das Loch!» rief er. «Im rechten Strumpf! Und ich hätte geschworen...»

Janine sass einen Augenblick erstarrt; dann lachte sie. Zuerst klang es ein wenig gezwungen, aber schliesslich wurde ein herzliches, lustiges Lachen daraus.

«Es ist zu komisch! Du wirst noch behaupten, dass ich mir bei der Modistin die Strümpfe ausgezogen habe...! Um einen Hut zu probieren...! Es ist wirklich lächerlich!»

Dem Professor war eigentlich gar nicht zum Lachen. Ein zerrissener Strumpf blieb ein zerrissener Strumpf und als solcher nicht gerade das Wahrzeichen der guten Hausfrau. Aber er war doch kein Pedant, nicht wahr? Und er hatte sich vorgenommen, die Sache humoristisch zu nehmen. Und so lachte er auch.

«Weisst du, woher das Ganze kommt?» gestand er. «Von dem Detektivroman meines Schülers. Ich habe... eh... flüchtig darin geblättert, und dieser Detektiv hat so eine phänomenale Beobachtungsgabe. Da wollte ich einmal sehen, ob ich nicht auch Talent zum Detektiv besässe... nun, immerhin, das Loch im Strumpf habe ich doch bemerkt... und ob rechts oder links, ist wohl gleich... wenn ich auch jetzt noch auf das linke Bein schwören könnte...» Dann fügte er hinzu: «Aber, weisst du, mein Kind, es sollte dir auch eine Lehre sein.»

«Eine Lehre?»

«Ja, selbstverständlich! Denn, nicht wahr, ich bin ja kein Pedant, und wenn nun einmal die Mode die Strümpfe in ihrer ganzen Länge sehen lässt – meinetwegen! Aber in jeder Mode kann man die gute Hausfrau erkennen. Und zu der gehören wohl auch Strümpfe ohne Löcher. Du versprichst mir, dass du von jetzt an daran denkst wirst, wie?»

«Das verspreche ich dir», sagte Frau Janine und streichelte mit ihren Fingerchen die mahnend erhobene Hand ihres Gatten.

